

Heinrich Dilly

DAS GERMANISCHE NATIONALMUSEUM NÜRNBERG 1852-1977

Beiträge zu seiner Geschichte. Im Auftrag des Museums hrsg. von Bernward Deneke und Rainer Kahsnitz. München 1978

Jim hätte sie schreiben sollen . . . Jim Ryding wäre kompetent gewesen, die Rezension dieses Buches zu verfassen. Kritischer als viele andere und vor allem bedächtiger als ich, hat er sich mit der Zivilisations- und Kulturgeschichtsschreibung auseinandergesetzt. Drei Aufsätze über die Entwicklung der Ethnologie und der Kulturhistoriographie im 19. Jahrhundert zeugen davon: der erste im *Zwischenbericht der Projektgruppe Fallstudien zur Wissenschaftsentwicklung*, hrsg. von Wolf Lepenies, Berlin 1974; der zweite in *Sociologus* XXV, 1975, und der dritte in *Ästhetik und Kommunikation* XXI, 1975. Seit 1973 arbeitete Jim Ryding an einer Dissertation über die Differenzierung der Ethnologie aus anderen Disziplinen. Er fragte danach, warum sich von drei verschiedenen Ansätzen nur einer — die naturwissenschaftlich orientierte Ethnologie — eine institutionelle Basis innerhalb des etablierten Wissenschaftssystems verschaffen konnte. Mit großer Neugierde verfolgte Jim die Geschichte der inzwischen verschütteten Alternativen: der Länder- und Völkerkunde sowie der Kulturgeschichte. Wiederholt stellte er die Frage nach den internen Gründen und den externen Zwängen, die hier wie auch in anderen Wissenschaften zu bestimmten Selbstverständlichkeiten geführt haben. Antworten auf entsprechende Problemstellungen hätte er sicher auch in dem mehr als 1200 Seiten starken Band über *Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg 1852-1977* gesucht.

Doch im Dezember des vergangenen Jahres ist Jim Ryding in Ames, Iowa, gestorben. Er war es, der die Diskussionen zwischen den ‚Systematikern‘ und den ‚Historikern‘ in der Projektgruppe Fallstudien zur Wissenschaftsentwicklung am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin stets mit neuen Fragen, Gedanken und Entwürfen geschürt hatte. Den Mitgliedern der Arbeitsgruppe werden der Ernst und der Witz in Erinnerung bleiben, mit denen er oft allzu behend als positivistisch beiseitegelegte Beiträge zur Wissenschaftssoziologie wieder aufgriff und bedeutete, daß sich gerade darin Belege für so manche Annahme, Hypothese und These fänden.

Aufgrund solcher Erfahrungen hätte Jim Ryding auch die Herausforderung des schwergewichtigen Bandes über das kunst- und kulturhistorische Museum in Nürnberg angenommen. Über das Vorwort des Generaldirektors hätte er getrost hinweggelesen; umso intensiver aber hätte ihn das Nachwort der beiden Herausgeber beschäftigt. Die Chronik wäre aufmerksam zu lesen gewesen, um dann den langen Aufsatz über „Das Germanische Nationalmuseum und die deutsche Nation“ von Peter Burian besser verstehen zu können. Die Geschichte des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkriege hätte Jim vielleicht überflogen; der Zusammenhang der Museumsbauten sowie der einzelnen Sammlungsabteilungen, und damit die derzeitige Struktur des Museums, wären ihm Anlaß zu mehreren Vergleichen geworden. Den dokumentarischen Teil des Buches, also die Texte zur Geschichte des Museums, die Dienstordnungen und -vorschriften, die Berichte der Direktoren Aufsess und Essen-

wein, die Biographien der Mitglieder des Verwaltungs- und Gelehrtenausschusses und schließlich die Verzeichnisse der Sonderausstellungen und der vom Museum herausgegebenen Bücher, Zeitschriften und Kataloge sowie die anschließenden Register hätte Jim Ryding jedem Kultur- und Wissenschaftshistoriker als unentbehrliches Handbuch empfohlen. Ein Einwand, daß hier die Geschichte nur einer Institution abgehandelt und belegt werde, wäre er mit dem Hinweis auf den Vortragsband *Das kunst- und kulturhistorische Museum im 19. Jahrhundert*, ebenfalls von Deneke und Kahsnitz – München 1977 – herausgegeben, begegnet. Dort findet sich nämlich in einem Aufsatz über „Die Museen und die Entwicklung der Kulturgeschichte“ von Bernward Deneke der Angelpunkt für eine Kritik des nunmehr vorgelegten Bandes: die eingehendere Darstellung des kulturgeschichtlichen Systems, das der Initiator des Germanischen Nationalmuseums, Hans von und zu Aufsess, den Nürnberger Sammlungen zugrundegelegt wissen wollte.

In der 1978 publizierten Geschichte des Museums ist wohl kein anderer so häufig zitiert wie eben Hans von und zu Aufsess (1801-1872). Sein „System der deutschen Geschichts- und Alterthumskunde, entworfen zum Zwecke der Anordnung der Sammlungen des germanischen Museums“, aus dem Jahre 1853, ist sogar vollständig reproduziert; doch wird dieses System auch heute noch so, wie schon von den Nestoren des deutschen Historismus eingeschätzt. Nicht einmal der inzwischen antiquarische Wert konnte den modernen Bearbeitern dessen Anerkennung als vielleicht vorwissenschaftlich abringen: als dilettantisch, unwissenschaftlich wird das System abgetan, das wie ein Schild gegen die immer weiter um sich greifende Ästhetisierung der historischen Zeugnisse aufgerichtet war.

Von der Reflexion über die fortschreitende Entleerung der Begriffe Kunst- und Kulturgeschichte und von einer Untersuchung des sich wandelnden Wissenschaftsverständnisses scheint die penible Darstellung der nach und nach verschobenen Signifikate des Begriffes Nation von Peter Burian befreit zu haben. Anhand wohl nahezu aller erreichbaren Unterlagen in den verschiedenen Archiven und am Beispiel zahlreicher offizieller Äußerungen und privat mitgeteilter Meinungen konnte Burian in seinem Aufsatz über „Das Germanische Nationalmuseum und die deutsche Nation“ eine Reihe von Vermutungen und Thesen revidieren, so zum Beispiel, daß der Begriff ‚germanisch‘ nicht ausschließlich auf den im frühen 19. Jahrhundert gebildeten Disziplinarkomplex aus Rechts-, Sprach- und Geschichtswissenschaft bezogen worden ist. Wie das Prädikat ‚national‘ wurde auch ‚germanisch‘ häufig aus taktischen, strategischen und bisweilen opportunistischen Gründen nach dieser oder jener Richtung ausgeweitet, wenn es darum ging, die Idee eines zivilisations- bzw. kulturgeschichtlichen und schließlich kunsthistorischen Museums bestimmten Mäzenen näher zu bringen. Fast möchte man nach der Lektüre des Aufsatzes sagen: man weiß nun, wie der eine und der andere Museumsbeamte oder -direktor an diesem oder jenem Tage im Jahr über die deutsche Nation dachte; man kann jetzt ermes- sen, wie weit die Spannweite zwischen vertraulich mitgeteilter Meinung und öffentlicher Äußerung sein mag; noch deutlicher als bisher wird, daß wissenschaft-

liche Freiheit durch Enthaltbarkeit gegenüber der Politik erkaufte wird. Und doch hält sich ein Unbehagen: liegt die Wirksamkeit dieses Museums in den Verlautbarungen derer, die es leiten? Ist sie nicht vielmehr in seinen Sammlungen und Ausstellungen, das heißt im Umgang der Konservatoren mit dem historischen Material zu suchen?

Für eine derartige Problemstellung haben nun die Autoren der weiteren Artikel über die einzelnen Sammlungsabteilungen des Museums eine breite Grundlage geschaffen. Ihre Texte und die zahlreichen Reproduktionen belegen die mühsame bis listenreiche Erwerbspolitik; sie dokumentieren den von Zeit zu Zeit veränderten Kontext, in den bestimmte Objekte gestellt wurden; sie zeigen die sich weitende Distanz zwischen Museumsbesuchern und Ausstellungsstücken, kurz die zunehmende Auratisierung bis Fetischisierung der historischen Dokumente. Gerade hier wird die Diskrepanz zwischen der präsentativen und der diskursiven Auseinandersetzung mit der Kulturgeschichte besonders deutlich. Vergeblich sucht man nach Vergleichen mit anderen kulturhistorischen Programmen: Karl Lamprechts, Kurt Breysigs oder Alfred Webers Entwürfe und Ansätze für derartige Forschungen werden in diesem Bande nicht erwähnt; die zivilisationsgeschichtlichen Untersuchungen der Schule der Annales oder etwa die inzwischen nicht mehr ganz so unbekanntenen Arbeiten von Norbert Elias werden nicht herangezogen, um den eigenen Ansatz zu formulieren bzw. zu präzisieren.

Jim Ryding hätte auf diese Kritik geantwortet, daß ja gerade in diesem umfangreichen Rechenschaftsbericht anlässlich des 125-jährigen Bestehens des Germanischen Nationalmuseums die Chance liege, solch ein latent bestehendes Paradigma deutlicher zu formulieren, und daß nach einer derartigen Bestandsaufnahme dazu übergegangen werden könne, nicht die Lücken zu füllen, sondern zu benennen, der Horror vacui zu überwinden und damit von der Sammler- zur Forschertätigkeit überzugehen. Dann brauche man nicht mehr von überaus bedeutenden Schätzen zu sprechen, sondern könne sagen, für wen sie von Bedeutung waren.